

Aufsätze in den Karl-May-Jahrbüchern
Benno Edward Max Julius Wandolleck
(18.04.1864 – 1930*)

- Jb 1923 [Die Feuerwaffen des Romans Winnetou](#)
- Jb 1927 [Nochmals der Henrystutzen](#)
- Jb 1930 [Karl May und die Waffen](#)
- Jb 1931 [Nochmals die Indianerschlacht am Little Bighorn](#)

Prof. Dr. Benno Wandolleck war als Zoologe beim „Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museum“ zu Dresden tätig. Daneben beschäftigte er sich intensiv mit Photographie und Schußwaffen; er besaß die seinerzeit wohl größte Handfeuerwaffensammlung Deutschlands. Er nahm 1912 als Pistolenschütze an den Olympischen Spielen in Stockholm teil.

Zum Text: Der Text wurde zeichengetreu erfasst. Fußnoten wurden aus dem Original übernommen, lediglich die Nummerierung wurde geändert. Ergänzungen/Korrekturen sind in [] eingefügt.

* Angabe des Sterbejahres siehe:

<http://hbs.bishopmuseum.org/publications/pdf/Authors-of-Fly-Names-2nd-ed-2013.pdf>

Die Feuerwaffen des Romans Winnetou

Von Hochschulprofessor Dr. Benno Wandolleck

Karl May war ein ausgesprochener Waffenliebhaber, nicht etwa aus wissenschaftlichen oder Sammlergründen in gewöhnlichem Sinn, sondern mit dem Gemüt. Schöne Waffen, besonders solche in einer ihm nicht geläufigen Form, zogen ihn an und drängten ihn zur Erwerbung. Das sieht man deutlich aus seinem Nachlaß. Unter diesen Waffen finden sich dann aber wieder manche, die sich der besonderen Gunst ihres Besitzers erfreuten. Auch hier liegt wieder eine Regung des Gemüts zugrunde. Die Beziehungen zwischen dem Dichter und diesen seinen Lieblingen war eine doppelte: sie hatten ihn nicht nur dazu veranlaßt, sie zu erwerben, sondern sie regten auch seine Phantasie so lebhaft an, daß sie unverkennbar in seinen Dichtungen erscheinen, ja förmlich die Herren gewisser Handlungen werden. Man könnte manchmal fast denken, daß sich um sie herum das ganze abenteuerliche Vorkommnis bildete, wie die Kristalle um den in die Lösung gehängten Faden.

Bei 3 Waffen vermag man das fast mit Bestimmtheit zu sagen. Das sind jene Feuerwaffen, die im „Winnetou“ eine geradezu beherrschende Rolle spielen: der „Bärentöter“, der „Henrystutzen“ und die „Silberbüchse“.

Es ist erklärlich, daß eine große Anzahl von Verehrern der Dichtungen Mays und besonders des Romans „Winnetou“ gern wissen möchten, ob diese Waffen nur Phantasiegebilde sind, ob sie vielleicht einmal bestanden haben, ja ob sie sich gar im Nachlaß Mays befinden. Diesen Verehrern kann man zuerst sagen: gewiß, es bestanden solche Waffen, die mit jenen des Romans verglichen werden können, und sie finden sich sogar im Nachlaß des Dichters.

Wir wollen versuchen, diese Gewehre den wißbegierigen Verehrern durch genaue Beschreibung näher zu bringen.

Der Held des Romans, Old Shatterhand, erhält die eine Büchse, den „B ä r e n t ö t e r“, von einem alten amerikanischen Büchsenmacher zum Geschenk, als Anerkennung seiner hervorragenden Schießbegabung und körperlichen Stärke. Das Wort Bärentöter sagt, daß man ein großes Raubtier, das größte und mächtigste Nordamerikas, durch einen Schuß aus der Büchse sicher zu töten imstande war. Das muß schon eine wuchtige Kanone sein, und sie ist es auch. Noch besser wäre allerdings der Name „Elefantentöter“ gewesen, denn mit einer schweren Elefantenbüchse haben wir es hier zu tun. Es ist eine Elefanten-Doppelbüchse englischer Herkunft, wie sie in großen Mengen in England für die Jagd auf jene gefährlichen Dickhäuter gebaut wurden. Die sehr dicken, gezogenen Läufe sind durch eine breite Brücke verbunden und zeigen Kanonenmundstücke, d. h. das Metall ist an den Mündungen stempel- oder wulstartig verbreitert. Jeder Lauf hat sein besonderes Korn, ein Visier findet sich aber nicht auf der Büchse, es wird einfach durch die Delle zwischen den Läufen gezielt, für die geringen Entfernungen, für die diese Büchse bestimmt war, ein durchaus genügendes Abkommen. Die Schösser sind vorliegend, d. h. die Schloßteile liegen innerhalb des Schaftes vor der Hahnachse. Der Schaft ist eigentlich im Verhältnis zu den starken Läufen zierlich zu nennen. Der Kolben hat, was bei englischen Waffen selten zu finden ist, Backe, und der Vorderschaft geht fast bis zur Mündung, wo er auch wie die Läufe kolbig angeschwollen ist. Er hat eine tiefe Rille mit den bekannten Röhrchen aus Eisen für einen dicken hölzernen Ladestock. Auffallend ist die Teilung des Vorderschafts, wodurch man zu verhindern trachtet, daß der lange hölzerne Vorderschaft, der sich bei Witterungswechsel verschieden zieht, eine unberechenbare Spannung auf die Läufe ausübt und so dem Gewehr eine ungewisse Treffpunktlage erteilt. Das Gewehr ist zuletzt nicht in englischen Händen gewesen, da ihm die Einrichtung eines Tragriemens angefügt wurde. Es ist eine typische Elefantenbüchse, und um die sehr schwere Ladung dem Schützen nicht allzusehr fühlbar zu machen, hat es ein gewaltiges Gewicht. Deshalb trägt es auf der Elefantenjagd ja stets ein eingeborner Diener. Old Shatterhand besitzt keinen solchen Diener, seine märchenhafte Körperkraft macht auch einen solchen unnötig, aber er kann die gewaltige Kanone nicht immer in der Hand tragen, daher finden wir an ihr den Gewehrriemen.

Mit dem Bärenlöter geht Old Shatterhand in den wilden Westen, aber bald ersetzt er diese Büchse durch ein Wunderwerk, durch den „Henrystutzen“, die Erfindung desselben Büchsenmachers, der ihm den Bärenlöter übergab.

Was ist nun zunächst unter Stutzen zu verstehen? Mit diesem Ausdruck bezeichnet man in Süddeutschland und Tirol (in der Schweiz: „Stutzer“) eine Jagdbüchse gegenüber dem langen Militärgewehr, also das, was in Norddeutschland meist Karabiner genannt wird.

Auch für diese im Roman „Winnetou“ vorkommende Waffe findet sich ein Belegstück im Nachlaß Karl Mays. Zwar ist es kein Stutzen und kein echter Henry mehr, aber mit einem echten Henry hätte man auch keine Abenteuer bestehen können wie Old Shatterhand. Der Name Henry ist also mehr ein Sammelname, und zu der Zeit, als das im Besitz Karl Mays befindliche Gewehr angefertigt wurde, noch nicht durch den jetzt über die ganze Welt verbreiteten Namen Winchester abgelöst. Aus diesem Grund müssen wir uns ein wenig mit der Geschichte dieses merkwürdigen Gewehrs beschäftigen.

Ende der vierziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts bemühte sich ein damals 28-jähriger amerikanischer Büchsenmacher Namens Henry – mehr bekannt unter dem Namen Benjamin Tyler Henry (Tyler ist der Geburtsname seiner Mutter) – eine Mehrladewaffe zu erfinden. Die Sache wollte aus verschiedenen Gründen, wohl auch geldlichen, nicht recht klappen, und so verkaufte Henry am Anfang der fünfziger Jahre seine Gedanken an die später durch ihre Revolver so berühmt gewordenen Waffenhersteller Smith & Wesson. Diese gaben wohl der Sache etwas mehr Form und nahmen dann im Jahr 1854 ein Patent auf eine Pistole dieser Art. Bald aber verkauften sie das Recht wieder an eine Gesellschaft, die Volcanic Repeating Arms Co. in New Haven Conn., die nun auch ein Gewehr der Art herausbrachte. In dieser Gesellschaft war Tyler Henry wiederum tätig, denn die Waffen heißen jetzt allgemein Henry und tragen auch die Bezeichnung Henrys Patent.

Damals gab es noch keine Patronen in unserem Sinne, bei denen in einer Metallhülse Zündung, Treibmittel und Geschoß enthalten ist. Es war die Zeit der Perkussion, wo wenigstens bei Zivilwaffen jeder einzelne Ladungsteil gesondert in die Waffe eingeführt wurde. (Das damals in Preußen schon als Heereswaffe eingeführte Zündnadelgewehr hatte diese Schwierigkeit ja überwunden, ward aber geheimgehalten.)

Neben der Verbesserung der Waffe an sich beschäftigte die Erfinder besonders auch die Einheitsladung, die Patrone. Henry brachte für seine Waffen so etwas Ähnliches zustande. Er höhle ein Bleigeschoß aus, füllte Pulver in die Höhlung und verschloß sie mit einem metallischen Plättchen, das die Zündung enthielt, gewissermaßen einem Zündplättchen.

Diese seine Patronen lagen hintereinander in einer langen Blechröhre, die unter dem Lauf der Waffe befestigt war und wurde von einer durch sie zusammengedrückten Wurmfeder nach hinten gedrängt. Hier wurde jede nacheinander durch einen auf- und absteigenden, oben offenen Kasten aufgenommen, der, wenn er aufstieg, die Patrone vor die hintere Lauföffnung hob. Ein hin- und hergehender Bolzen oder Stempel schob sie dann in das Patronenlager des Laufs. Wenn dieser Stempel zurückgeht d. h. Platz für den Aufstieg des Kastens gibt, stößt er hinten an den Hahn des Mittelschlusses, den er zurückdrückt und auf diese Weise spannt. Schlägt der Hahn beim Abschießen vor, so schlägt er den Stempel etwas vorwärts, und damit eine kleine hakenförmige Nase an der Vorderfläche des Bolzens in die Zündpille, die dadurch entzündet wird. Die Bewegungen der Teile werden durch einen unter dem Schloß liegenden großen Hebel bewerkstelligt, der gleichzeitig den Abzugsbügel darstellt und von dem Schützen herunter- und heraufbewegt wird, er ist durch eine sinnreiche Hebelübertragung sowohl mit dem Kasten, dem sog. Zubringer, wie auch mit dem Bolzen verbunden.

Man kann sich leicht vorstellen, daß mit einem solchen Gewehr die Schüsse sehr schnell hintereinander abgegeben werden konnten, ja daß zum Laden des einzelnen Schusses nicht einmal abgesetzt zu werden brauchte. Sehr umständlich war aber die Füllung des Magazins. Die Zubringerfeder mußte von der Hand nach vorn zusammengesoben und dann die Patronen von vorn eingefüllt werden. Einmal gefüllt, gings ja schnell, und von den kleinen Dingern, den gefüllten Geschossen, faßte das Magazin eine große Menge, aber während des Füllens war der Schütze wehrlos. Dieser sehr fühlbare Mangel hinderte die Henry-Büchse, ein Heeresgewehr zu werden, denn alle Gewehrerfindungen gehen doch schließlich darauf aus, daß der größte Besteller und fleißigste Verbraucher, das Heer, ihre Erfindung annimmt.

Die Volcanic Repeating Arms Co. und Henry konnten die Waffe nicht verbessern. Erst ein Angestellter einer neuen Fabrik, in welche die Volcanic aufging, der New Haven Arms Co., hatte den befreienden Gedanken. Er brachte rechts am Schloßgehäuse eine gefederte Klappe an, durch die das Magazin bequem geladen wird. Da nun auch mittlerweile die Einheitspatrone mit Randzündung (im Gegensatz zur jetzt allgemein gebräuchlichen Zentralzündung) erfunden war, so ward jetzt mit einem Schlage die Erfindung Henrys zu einem auch fürs Heer brauchbaren Gewehr. Es war ein gewisser Nelson King, der diese Verbesserung ersann, und ein derart verbesserter „Henry“ ist auch der im Nachlaß Karl Mays befindliche. Er trägt auch die Inschrift (B. Tyler) Henrys Patent, und (Nelson) Kings Patent.

In der New Haven Arms Co. spielte ein gewisser Winchester eine große Rolle. Er ward Direktor und bald lautete die Firma Winchester Repeating Arms Co. Unter dem Namen Winchester wurde nun das Henry-King-Gewehr weltberühmt. Mit ihm schlugen die Türken die tagelangen Sturmangriffe der Russen bei Plewa ab, ein Erfolg, der es verursachte, daß alle Militärmächte an die Annahme von Mehrladegewehren herangingen. Der Name Winchester verschlang die Namen der Erfinder Henry und King. Gewehre wie das in Mays Nachlaß werden noch heute von Winchester hergestellt, nur daß das Schloßgehäuse nicht mehr von Bronze, sondern von Stahl ist. Erst im Jahre 1898 ist Henry, 77 Jahre alt, gestorben.

Eine besondere Beachtung verdient nun auch die dritte Büchse des „Winnetou“-Romans, die „Silberbüchse“ Intschu-tschunas und Winnetous.

In dem Roman erzählt der Dichter von einer Doppelbüchse, die jene beiden Indianer führen und die weithin auffiel dadurch, daß ihr Schaft mit leuchtendem Silber beschlagen war.

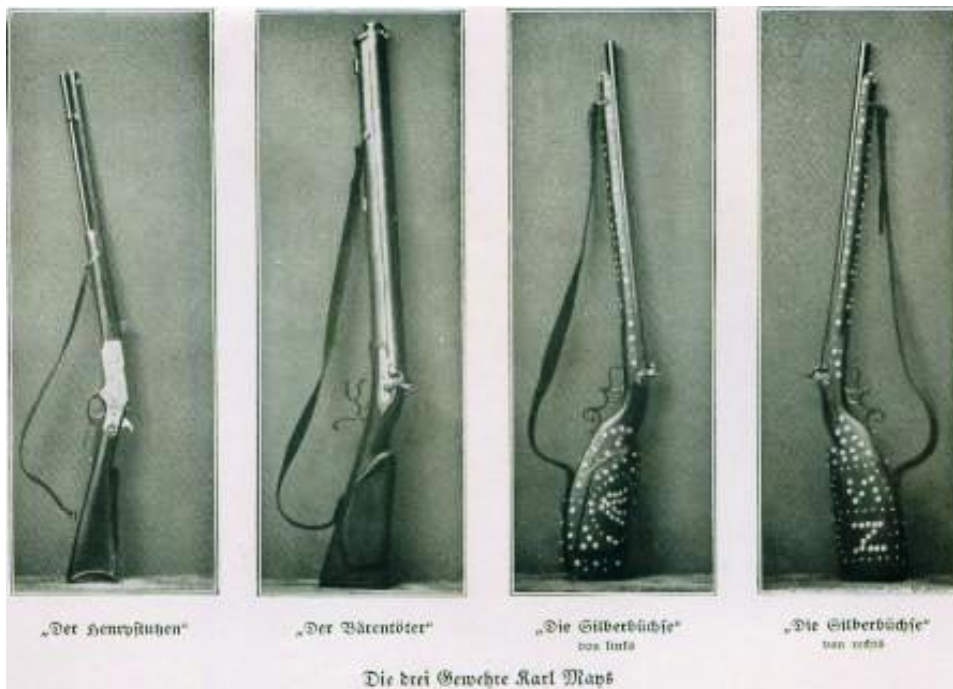
Es ist eine bekannte Tatsache, daß Naturvölker gern alle ihre Geräte und besonders ihre Waffen künstlerisch verzieren. Auch wenn ihnen die Waffen des Europäers überbracht werden, gehen sie auch an ihnen ihrem Trieb nach und verzieren z. B. die Gewehre sehr häufig durch Einschlagen von Nägeln in den Schaft. Besonders war das im südlichen Teil von Nordamerika der Fall, und in diesem von Spanien kolonisierten Land näherte sich der Indianer dem amerikanisch-spanischen Geschmack. Während im nördlichen Teil höchstens Messingnägeln verwendet wurden, trat hier, wenigstens bei vornehmen Kriegeren, das in Mexiko ja recht häufige Silber an die Stelle des Messings. Da ist es nun nicht verwunderlich, daß ein hervorragender Häuptling der Apatschen eine Büchse führt, die mit Silbernägeln beschlagen ist. Gewöhnlich wird von den Nägeln, mit denen Indianer ihre Büchsen beschlagen haben, behauptet, daß ihre Summe der Zahl der erbeuteten Skalpe entspräche. Das mag manchmal zutreffen. In erster Linie ist das Beschlagen mit Metallnägeln wohl dem allen Naturvölkern tief innewohnenden Schmuckbedürfnis zuzuschreiben. Bei der Silberbüchse ist das sicherlich der Fall.

Im Nachlaß Karl Mays befindet sich eine Doppelbüchse mit sehr ungewöhnlichem, ungefügtem Kolben, die, da ihr Schaft über und über mit allerlei Silbernägeln beschlagen ist, unschwer als die „Silberbüchse“ erkannt wird.

Schloß, Läufe und Eisenbeschlag sind natürlich europäischer Herkunft, wie alle Feuerwaffen Amerikas aus jener Zeit. Vielleicht war es auch ein Mexikaner, der den Schaft schnitzte und ihn in indianischem Geschmack mit Silbernägeln beschlug. Der Kolben ist ungefügig groß, fast könnte man glauben, er wurde so groß gehalten, um viel Platz für die Ziernägeln zu haben. Drei Arten von Nägeln wurden eingeschlagen: kleine runde, die gewissermaßen die Umrahmung einiger Felder hergeben, große rosettenartige und große Sternnägeln. Besonders die Sternnägeln sind reizvoll. Auf der rechten Seite des Kolbens bilden sie die lateinischen Buchstaben *NS*, auf der linken Seite ein doppeltes *V*. Was lehren uns nun diese Buchstaben? Der, der diese Büchse verzierte, war des Schreibens kundig, spanischer Mundart und ein Christ! *NS* bedeutet unverkennbar *Nuestra Señora* – unsere Herrin – Maria. Die Erklärung dieses Schriftzeichens rührt von Herrn Dr. B. Struck am anthropologischen Museum in Dresden her. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein christlicher Mexikaner oder ein Halbblut diese Waffe für Indianer herstellte im Geschmack dieses Naturkinds und doch mit dem unverkennbaren Zeichen des frommen Katholiken, das vielleicht noch für jede Naturkinder als wirksamer Schutzzauber galt. Das Doppel-*V*, das wir ursprünglich für ein *W* oder *M* hielten, hat sich inzwischen als Zeichen für die Ergänzung *Virgo Virginum* herausgestellt.

Im übrigen ist das Gewehr eine gewöhnliche Perkussions-Doppelbüchse mit rückliegenden Schließern. Die Schloßbleche zeigen geringe Gravierung, das Kolbenblech ist jedoch schöner graviert. Es trägt neben Rankenwerk die Figur eines sitzenden Hundes und stammt wahrscheinlich von einem älteren, feineren Gewehr her.

Ohne Zweifel ist das Stück das seltsamste der May'schen Waffen, seltsam durch seine unverkennbare fremdländische Herkunft, und seltsam, weil es im Dichter die Gestalt eines seiner Helden hat bilden helfen. Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, daß gerade diese Waffe die Habgier halb Unzurechnungsfähiger hervorgerufen hat. Noch zu Lebzeiten Mays führte sich in seiner Abwesenheit ein Fremder unter hochtönendem Namen ein, um die Sammlungen zu besichtigen. Nach seinem Besuch fehlten die Läufe der Silberbüchse, die der Dieb abgeschraubt und gestohlen hatte. Nach Jahren entschloß sich die Witwe, die Waffe wieder instand setzen zu lassen, und nun geschieht etwas noch Unglaublicheres. Die Arbeit wird derartig unsachgemäß ausgeführt, daß man wohl sagen kann: die merkwürdigste Waffe Mays ist eigentlich nur noch eine Ruine.



Nochmals der Henrystutzen (Die exzentrische Kugel)

I.

Von Ingenieur Gustav Urban

[Gustav Urban lebte 1884-1969, sein Beitrag kann darum hier nicht wiedergegeben werden.]

II.

Von Hochschulprofessor Dr. Benno Wandolleck

Wir sehen hier einen Freund Karl Mays in denselben Fehler geraten wie früher seine ergrimmtesten Feinde. Beide vergessen, daß Karl May ein Dichter war. Man sollte m. E. in einer Dichtung nicht irgendwelchen Dingen nachforschen, die wir als „poetische Lizenz“ bezeichnen. Karl May hat alles das, was er schrieb, wirklich und ohne Zweifel erlebt, aber – in seinem Innern, und damit müssen wir stets rechnen. Eine Zergliederung und unter die Lupe nehmen hat weder Sinn für den Verfasser noch für den Leser. Während aber die Feinde Karl Mays sich meist streng, allzustreng, an seine Worte hielten, springt der Freund und begeisterte Verehrer ziemlich willkürlich mit den Aussagen des Dichters um. May schreibt, daß er in der Rolle des Old Shatterhand die Bekanntschaft des berühmten Büchsenmachers Tyler Henry gemacht und ihn dabei betroffen hätte, wie er im Begriff war, endlich einen langgehegten Plan auszuführen, nämlich eine Büchse mit 25 Schüssen zu konstruieren. Der Unterrichtete sieht sofort, daß es sich um einen Revolver handelt. Der Revolver ist gewissermaßen die nationale Waffe des Amerikaners. Drüben im Westen hat diese in Deutschland erfundene Waffe eine große Rolle gespielt, und es ist nicht verwunderlich, daß sie, wenn auch nicht unter dem Namen Revolver, bei Karl May vorkommt.

Der Henry Karl Mays holt in Gegenwart Old Shatterhands ein polygonales Eisenstück hervor, dessen sämtliche Flächen von je einem Loch durchbohrt sind. Es wird die Trommel des zukünftigen Revolvers, und diese Trommel soll eine Kugel werden, und zwar eine exzentrische Kugel. Jetzt setzt Urban ein: er erkennt an, daß Karl May mit Henry nicht zusammengekommen sein kann. Er spricht nicht davon, daß ein Revolver erfunden werden soll. Aber er streicht auch an der Kugel das exzentrische. Was bleibt dann endlich von dieser ganzen Sache übrig? Er gibt sich die größte Mühe, mit allen Feinheiten der fortgeschrittenen Technik einen Revolver zu ersinnen, dessen Magazin eine Kugel ist. May spricht aber von einer *exzentrischen* Kugel. Urban sagt, eine exzentrische Kugel sei „in der geometrisch richtigen Form für den Henrystutzen unbrauchbar“. Daher behaupte ich, um mit seinen eignen Worten zu sprechen, daß „den Lesern des Urbanschen Artikels nicht entgangen sein wird, daß der Henrystutzen Urbans mit dem Henrystutzen der Reiseerzählungen nicht genau übereinstimmt“. Entweder mein Vorredner konstruiert den Henrystutzen mit der exzentrischen Kugel, oder seine Konstruktion hat für die Mayschen Erzählungen einen geringeren Wert als das im Nachlaß Mays aufgefundene Henry-Winchester-Gewehr.

Trotzdem wollen wir uns in Kürze mit der oben geschilderten Konstruktion befassen. Das Magazin des Urbanschen Gewehrs ist eine Kugel. Ihre Achse geht durch die Seelenachse des Laufs. Sie wölbt sich also nach allen Richtungen um die Hälfte ihres Durchmessers, also um den gleichen Betrag ihres Radius aus der Seelenachse heraus. Nehmen wir die Patrone, die das Henry-Winchester-Gewehr schoß, die kurze Randfeuerpatrone von 35 mm Länge und 11 mm Dicke, so müßte diese Kugel einen Durchmesser von 81 mm haben, würde sich also um 4 cm über die Seelenachse erheben. Ingenieur Urban spricht zuletzt von einer 7,5 mm Patrone und meint offenbar damit das moderne randlose Geschoß des amerikanischen Heeresgewehrs Kaliber 7,65 mm. Diese Patrone hat eine Länge von 86 mm und eine Dicke von 12 mm. Die dieses Geschoß aufnehmende Kugel würde dann einen Durchmesser von 184 mm haben, sich also 92 mm über die Seelenachse erheben. Herr Urban wollte doch eine Schußwaffe erdenken und kein verzwicktes mechanisches Spielzeug; eine Forderung, die allerdings auch von den Waffenkonstrukteuren der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, und nicht nur von den reinen Laien auf diesem Gebiet häufig außer acht

gelassen wurde. Mit einem solchen Werkzeug soll man schießen und treffen und den Gegner sogar außer Gefecht setzen?! Der Erfinder muß dafür sorgen, daß sein Erzeugnis dieser Forderung in erster Linie entspricht. Zum Treffen gehört eine Zielvorrichtung, die aus Kimme und Korn besteht. Um die Waffe handlich zu machen, muß beides so niedrig wie irgend möglich gehalten sein. Allein schon bei der Henrypatrone müßte das niedrigste Absehen mindestens 4 cm oberhalb der Seelenachse liegen, das Korn aber dann schon fast die Länge eines kleinen Fingers haben. Bei der neuzeitlichen Patrone würden diese Maße ins Groteske wachsen.

Das ist schon im allgemeinen ein Grund, eine Kugel als Revolvermagazin nicht zu benutzen. Der zweite Grund, der gegen die Verwendung dieser Form spricht, ist der, daß man sie als Behälter nur zur Hälfte ausnutzen kann. Eigentlich ist das Magazin Urbans keine Kugel, sondern eine Halbkugel, die eine zweite nicht nur überflüssige, sondern sogar schädliche und die Konstruktion ungeheuer erschwerende Hälfte mit sich schleppt. Beim einfachen Revolver ist nur der eine Fehler der Gasentweichung zwischen Trommel und Lauf, den man aber auch durch neue Einrichtungen vermieden hat. Bei dem vorliegenden Entwurf haben wir zwei solcher Fehler. Urban sucht sie nun durch die Mittel der neuzeitlichen Technik auszugleichen, die im Revolver jene Fuge zu vermeiden bestrebt war.

Der Schuß ist eine gewaltige Explosion, die nicht nur das Geschoß vorwärts und die Waffe rückwärts treibt, sondern diese auch in all ihren Teilen auf das heftigste und plötzlichste erschüttert. Daher müssen bei einer Waffe alle Teile so stark und einfach wie möglich gehalten sein.

Wenn ich vorhin sagte, daß das erste Erfordernis einer Schußwaffe ist, die Möglichkeit, mit ihr zu schießen, zu treffen und den Gegner außer Gefecht zu setzen, so ist das zweite Erfordernis die denkbar möglichste Einfachheit. Diese Einfachheit haben wir z. B. beim neuen Mausergewehr, das das deutsche Heer führt. Wo bleibt sie aber bei den Konstruktionen Urbans? Eine große Menge von Federn und Federchen sind nötig, um allein die Patronen zu halten und jene Fehler, die der Kugel unbedingt anhängen, auszugleichen. Eine Explosion, die ein Geschoß aus einer Waffe bei einer Anfangsgeschwindigkeit von 800 m in der Sekunde vorwärts treibt, drückt nach allen Seiten auf das sie umschließende Medium. Kein Stahlblech der Patronenhülse würde widerstehen. Das hat auch Urban eingesehen, und er führt nun noch eine verzwickte Sache ein: eine in jeder Patronenbohrung sich befindende stählerne Kammer, die die Patrone aufnehmen soll und die sogar noch Züge enthält, um die Abdichtung innerhalb der Kugel möglich zu machen. Dadurch werden die Kammern mindestens noch einmal so weit, denn der Explosion kann nur eine Kammer in der Dicke des hinteren Gewehrlaufs wirksam Widerstand leisten. Auf diese Weise wird die Kugel in ihrem Durchmesser mindestens 3 cm größer. Die Abdichtung soll dadurch erzielt werden, daß das Geschoß die eigentliche Patronenhülse umschließende Stahlhülse mitnimmt und an den vorderen inneren Rand der Kugel anpreßt. Diese Dichtung ist keineswegs wirksam genug, um die hochgespannten, glühendheißen Pulvergase abzusperren. Schon nach dem ersten Schuß käme die Sache in Unordnung, und die starke Erschütterung, die der ganzen Waffe durch die Explosion mitgeteilt wird, würde schnellstens die vielen kleinen Federchen zerstören.

Ich sagte oben, daß durch das Einführen einer stählernen Kammer für jedes Geschoß der Durchmesser der Kugel erhöht wird. Er wird noch größer dadurch, daß die Kammer des Zylinderverschlusses Platz braucht. Eine wirksame Verriegelung ist bei einer neuzeitlichen Patrone nur dicht hinter dem Patronenboden möglich. Hier müssen innerhalb jeder Kugelbohrung die Nuten für die Riegelwarzen eingefräst werden, wodurch unbedingt mehr Raum zwischen den einzelnen Patronenbohrungen erfordert und dadurch der Durchmesser wiederum erhöht wird.

Ingenieur Urban täuscht sich auch, wenn er glaubt, daß die die Kugel umhüllende Hülse genügt, falls man sie aus Stahlblech herstellt. Das müßte viel massiver sein, was die Waffe wiederum schwerer und unhandlicher machen würde.

Durch diese Ausführungen will ich nur sagen, daß es niemand einfallen würde, einen Revolver zu konstruieren, dessen Magazin aus einer Kugel besteht. Schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wäre kein Büchsenmacher auf den Gedanken gekommen, einen Revolver zu erbauen, dessen Magazin eine Kugel ist. Damals war die Konstruktion des Revolvers schon so weit fortgeschritten, daß z. B. Treeby im Jahr 1855 einen Revolver patentieren ließ für 24 Schüsse, dessen Patronen in einer nach unten hängenden Kapsel auf einem unendlichen Band angebracht waren.

Wenn ich wirklich, was mir eigentlich gegen die Natur geht, an den Worten des Dichters Karl May derartig das anatomische Werkzeug anlegen will, so würde ich sagen: May hat mit seiner exzentrischen Kugel wahrscheinlich etwas ganz anderes gemeint. Ihm ist vielleicht von irgendeiner Seite die Mitteilung geworden von den damals sich überstürzenden Erfindungen der Geschoßformen. Möglicherweise schwebte ihm nur das ogivale (= spitzbogenförmige) Geschoß vor, das man ja auch heutzutage, obgleich es mit einer Kugel nicht das geringste zu tun hat, im Gesprächston als Kugel bezeichnet.

Karl May und die Waffen

Von Hochschulprofessor Dr. Benno Wandolleck

Karl May wurde von Waffen angezogen, ja sie haben sogar seine Phantasie stark befruchtet, wie ich schon einmal nachzuweisen versucht habe¹. Wem es vergönnt war, das Heim des Dichters zu besuchen, wird diese Behauptung bestätigt finden: überall Waffen von aller Herren Ländern aus Ost und West. Dabei wird man aber mit einer gewissen Verwunderung sehen, daß er sich offenbar für eine Waffenart recht wenig begeistert zu haben scheint, obwohl sie gerade in Amerika die allergrößte Rolle spielte und eigentlich noch spielt: das ist der Revolver. Es finden sich auch in seinen Sammlungen fast keine Revolver. Das ist eigentlich merkwürdig, da ihn doch, wie wir wissen, der Gedanke der Mehrladefeuwaffe so lebhaft beschäftigt hat und gerade der Revolver die älteste Mehrladewaffe darstellt. Wie wäre die Waffe zu der Bedeutung und Volkstümlichkeit gekommen, die sie erlangt hat, wenn ihre Hauptausbildung nicht gerade in Amerika vor sich gegangen wäre? Ich wundere mich immer, daß May von der Person Colts nicht mehr angezogen wurde als von der des sehr bald im Strudel der Begebenheiten vergessenen Henry. Denn die Fabrik Colts, die so etwas wie ein kleiner amerikanischer Götze ist, besteht noch heute und ist eine der größten Feuerwaffenfabriken der Welt, wogegen der Name Henry völlig von seinem Nachfolger Winchester verschluckt wurde. Man kann da auch nicht einwenden, daß Karl May das Gewehr, die längere Feuerwaffe, näherstand, denn die erste Colt-Revolverwaffe war ein Gewehr und spielte eine wichtige Rolle bei der Unterdrückung des Seminolenaufstandes, bei dem die amerikanischen ‚Rangers‘ mit Colt-Revolvergewehren bewaffnet waren. Auch die wechselnden Schicksale Colts wären wie für einen Roman geschaffen.

Dieser merkwürdige Mann, der zuerst ein sich bewährendes Gewehr erdenkt und erbaut, dann aus Mangel an Aufträgen in Konkurs gerät und sich dann wieder durch seinen Geist und seine Tatkraft emporringt, so daß sich sogar die Legende seiner bemächtigt, wäre doch recht anziehend gewesen. Sie erzählt von ihm, er sei seinen Eltern davongelaufen, um als Schiffsjunge zu dienen, und habe dann in der Muße der Passate seinen ersten Revolver erdacht und in Holz ausgeführt. Barnum und Bailey, die unnachahmlichen Reklamehelden, sollen dies Holzmodell besessen haben, oder ihre Nachfolger sollen es noch besitzen.

Nie hat eine Waffe eine solche Rolle nicht nur in der Wirklichkeit, sondern auch vor allem im Roman gespielt und spielt sie noch heute, wie der Revolver. Gerade zur Winnetou-Zeit stand er an erster Stelle. Cooper freilich kannte ihn noch nicht; denn wenn er auch zur Zeit des Feuersteinschlusses schon lange lebte, so war er doch im Volk nichts weniger als bekannt, besonders in Amerika. Seine Urheimat ist Deutschland und die Zeit seiner Geburt die Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg. Aber vergessen und geringgeschätzt, wie so vieles in seiner Heimat, ging auch er über das große Wasser, um im wahren Sinne des Wortes drüben sein Glück zu machen. Als er aber dann mit einem amerikanischen Namen in die alte Heimat zurückkehrte, da war das ganz was anders, denn er hieß ja nicht mehr Drehling, sondern Revolver, und das Volk war von diesem Namen so begeistert, daß es von nun an jede Feuerwaffe, wenn sie nicht gerade eine Kanone ist, mit diesem Namen belegt; er ist fremdländisch und man weiß nicht, was er eigentlich bedeutet. Man könnte sagen, sein Name ist noch wirksam über das Grab hinaus, denn eigentlich ist er als Waffe tot und durch die Selbstladepistole besonders in Deutschland ersetzt und verdrängt, aber in Zeitungsberichten und Romanen ist noch jede Faustfeuerwaffe ein Revolver.

Es ist verwunderlich, daß Karl May das alles so wenig angeregt hat. Vielleicht war ihm die Sache zu volkstümlich, um sie zu verwenden. Da gehen die Zeitungsberichterstatter anders heran; bei ihren Revolverfarseleien hat ihnen offenbar einmal einer vorgehalten, daß in den neuzeitlichen Feuerwaffen sich ja gar nichts umdreht, daß sie gar keine sich drehende Trommel haben und also auch nicht als Revolver bezeichnet werden können. Da mußten sie etwas anders sagen, auf das schöne romantische Wort Revolver wollten sie nicht verzichten. Nach wie vor sind alle Faustfeuerwaffen Revolver; kommt nun aber einmal ein

¹ Vgl. Jahrbuch 1923, S. 228, ‚Die Feuerwaffen des Romans Winnetou‘.

wirklicher Revolver vor, so ist es ein ‚Trommelrevolver‘. Schade, daß sie da wieder hereingefallen sind, denn nicht alle Revolver haben eine Trommel, sondern statt dessen ein Laufbündel, das sich dreht, es sind die Bündelrevolver. *To revolve* heißt umdrehen, umwälzen; in einer Waffe, die ich mit Revolver bezeichne, muß sich etwas um eine Achse drehen, entweder eine Trommel oder Walze oder ein Laufbündel².

Jahrhundertlang schlief der Revolver oder vielmehr der Drehling einen Dornröschenschlaf. Hin und wieder versuchten Engländer, ihn zu erwecken, ein Erfolg war ihnen nicht beschieden; erst in Amerika sollte er wieder auferstehn. Die durch ein Jahrhundert gehenden englischen Versuche wurden in Amerika, vielleicht von englischen Einwanderern, fortgesetzt. Vom Jahre 1780 an, in dem in Amerika ein Patentwesen eingerichtet wurde, bis 1835 findet man 11 Patente, die auf Revolver erteilt wurden. Da erschien im Jahre 1835/36 das erste Patent Colt, und damit war der alte Drehling wieder geboren, zwar erst als Gewehr oder Karabiner, bald aber auch als Faustfeuerwaffe, als die er dann seinen Siegeszug um die ganze Erde machte.

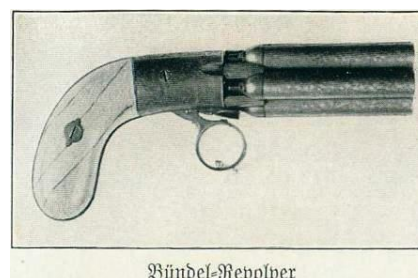
Das Verdienst Colts ist groß, aber es waren auch besondere Umstände, die der Verbreitung und Volkstümlichkeit des Revolvers zugute kamen. Das war einmal der erste Sezessionskrieg und dann die Entdeckung des Vorkommens der Edelmetalle im Westen der Vereinigten Staaten, und zwar in Gegenden, in denen die Macht des Staates so gut wie Null war. Im Verein mit ehrlichen Leuten strömte auch Gesindel aus der ganzen Welt dorthin. Alles bewaffnete sich, das Raubgesindel, um das Gold mit leichter Mühe in den Taschen ihrer Mitmenschen zu finden, der das Gesetz achtende Bürger, um sich der Gauner und der nicht zu verachtenden feindlichen Indianer zu erwehren. Der Weizen der Revolverfabrikanten blühte, die Patentämter hatten zu tun, um die Erfindungen abzustempeln, wie Pilze schossen Waffenfabriken aus dem Boden.

Die Zeit des Wild-West war da, und sie war untrennbar vom Revolver. Überall knallte der Sixshooter, und bald sprach man von Schützen wie Coopers Lederstrumpf, denen kein Ziel zu klein und zu weit war, um es in der denkbar kürzesten Zeit mit dem nie fehlenden Revolver zu treffen, d. h. – in der Legende. Die weitaus größte Mehrzahl der Helden traf jammervoll, denn sonst wäre der gesamte Wilde Westen binnen kurzem ein stilles Leichenfeld gewesen; läßt doch Bret Harte eine der Hauptpersonen seiner kalifornischen Erzählungen, Oberst Starbottle, in die Worte ausbrechen: „Gentlemen, es ist erstaunlich, wieviel bei uns geschossen wird und wie wenig Menschen dabei verletzt werden.“ Fast alle die Geschichten der todsicheren Revolverschützen gehören in das Gebiet der Fabel. Die tödlich Getroffenen erhielten die Kugel meist auf kürzere Entfernung als einen Meter, d. h. über den Wirtshaustisch, wenn sie nicht das Pech hatten, eine Kugel zu erwischen, die einem andern zugehört war. So mag es auch dem gegangen sein, auf dessen Grabstein die Worte stehen: „*He was accidentally killed by a Colt six shooter and of such is the kingdom of heaven.*“ Man sieht aber auch hieran den großen Ruf, den die Colt-Waffen genossen und noch heute genießen. Obwohl, wie ich schon sagte, die Revolverwaffe als tot zu betrachten ist, werden Colt-Revolver noch heute regelmäßig hergestellt, und der Colt hat noch denselben Ruf wie bei seinem ersten Erscheinen, wenn er sich auch jetzt darin mit den Erzeugnissen der Firma Smith&Wesson teilen muß, die, was Feinheit der Ausführung betrifft, ihm über-, in Dauerhaftigkeit aber unterlegen sind.



Trommel-Revolver

In Wild-West-Romanen und im Kino spielt der Cowboy, d. h. der berittene Rinderhirt, wohl immer die Heldenrolle. Er ist der todsichere Revolverschütze, aber eben nur in der blühenden Phantasie der Schriftsteller. Treffsicherheit mit der Büchse erfordert Begabung und unablässige Übung. Einem begabten Ungeübten wird wohl mal hin und her ein Schuß gelingen, aber nie wird er auf den Ruf eines sicheren Schützen Anspruch erheben können. Ungleich schwerer ist nun aber das Treffen mit dem Kurzgewehr.



Bündel-Revolver

² Ich sehe hier ab von einer Bündelrevolver-Art, die verhältnismäßig selten auftritt, bei der das Laufbündel feststeht und sich der Entzündungsmechanismus dreht.

Hier spielt unablässige Übung die Hauptrolle. Zu solchen Übungen gehört aber Munition, sehr viel Munition, und die kostet Geld. Das ist aber eine Sache, die wohl am wenigsten bei den Cowboys vorhanden war, und schon aus diesem Grund muß man ihre sprichwörtliche, alles überragende Schießfertigkeit in das Reich der Fabel verweisen. Auch kostet ein erstklassiger Revolver stets ein hübsches Sümmchen, und kaufte man die Waffe aus zweiter Hand, so war sie gewöhnlich in ihrem wichtigsten Teil, in ihrem Lauf-Innern, verdorben. Die weitaus größte Mehrzahl der Besitzer von Revolvern macht es wie der große Wildtöter oder Lederstrumpf, der schießt und schießt, aber an das Reinigen seines Laufes nie denkt. Ich bin der ‚glückliche‘ Besitzer einer Revolversammlung von 191 Arten (aus wissenschaftlichen Gründen zusammengebracht); mit sehr wenigen Ausnahmen sind alle Stücke mindestens aus zweiter Hand, und es ist kaum eine darunter, deren Laufinneres nicht verdorben wäre; wahrscheinlich war nie eine passende Munition dazu zu haben. Schießen könnte man ja noch mit diesem oder jenem Revolver, wenn man die passende Munition hätte, aber treffen ist eine andre Sache. Es hat ja bekanntlich jede Kugel ihren Quartierzettel, und Pechvögel gibt es unter allen Lebewesen, die Schützen selber nicht ausgenommen. Mit der Entdeckung der Edelmetalle in den westlichen Gebieten der Vereinigten Staaten begann die Zeit des Wilden Westens und endigte ungefähr im Jahre 1881. In diesem Jahr trat der Wild-West seinen Zug nach dem Osten an und wurde zuletzt im Kino zur Groteske. ‚*The West has gone to the East, my son and it's only in tents such things are done!*‘ antwortet der älteste Ansiedler, genannt Six-gun-Sim, dem im Salonwagen nach dem Westen gekommenen Städter, der nach dem Wilden Westen fragt und nach all dem Drum und Dran der Romane und Wild West Shows.

Die Romantik ist vorüber, der *old six gun* baumelt nicht mehr drohend an der Hüfte jedes Mannes, er ist fast allein das Werkzeug der Hüter der öffentlichen Ordnung geworden und das seiner Gegner, der Verbrecher. Aber die Amerikaner nennen sich stolz ‚*nation of riflemen*‘, und ich kann mir nicht versagen, dazu eine kleine Illustration zu geben. Kurz vor dem Krieg besuchte eine Studiengesellschaft von 25 amerikanischen Tierärzten die tierärztlichen Hochschulen und Schlachthöfe Deutschlands und Österreichs. Sie kamen natürlich auch nach Dresden, und ich war sehr gespannt auf diese Sendlinge der ‚*nation of riflemen*‘, denn daß Tierärzte so gut wie alle Jäger sein müßten, stand mir außer allem Zweifel. Aber wie erstaunte ich: keiner war Jäger oder Schütze, keiner besaß einen Revolver oder verstand etwas von diesen Sachen. Ich sah sehr bald, daß man jenseits des großen Teichs vielleicht noch mehr mit Wasser kocht als bei uns, die wir uns einst das Volk der Waffen nannten und vor nichts eine größere Angst haben als vor Schußwaffen, derentwegen wir umständliche Gesetze schmieden, weil vielleicht im Jahr einmal einer oder zwei durch Schußwaffen umkommen, und freundlich lächelnd zusehen, wie im Jahr hunderte durch Automobile ihre schnelle Beförderung in das Jenseits erleiden.

Allerdings eines muß man den Amerikaner lassen: der Schießsport ist drüben ganz besonders geachtet und hat nach dem Krieg einen großen, vom Staat mächtig unterstützten Aufschwung genommen, im geraden Gegensatz zu uns, wo Staat und Gesellschaft ihm feindlich oder mindestens geringschätzig gegenüberstehen. Freilich fehlt es auch drüben nicht an Narren, die jedem anständigen Staatsbürger die Waffe verbieten möchten, damit Gauner und Verbrecher leichteres Spiel haben, denn die besitzen stets Schußwaffen, auch wenn tausend drakonische Gesetze den Besitz verbieten.

Aber was wäre der Abenteuerroman ohne Waffen, was ‚Winnetou‘ ohne Silberbüchse, Bärenköter und Henrystutzen! Schade, daß Karl May nicht Colt und seinem Revolver ein solches Denkmal gesetzt hat wie Tyler Henry.



Nochmals die Indianerschlacht am Little Bighorn

Von Hochschulprofessor Dr. Benno Wandolleck

Im Jahrbuch 1926 findet sich aus der Feder Patty Franks ein ausführlicher Bericht über die für die weiße Truppe so verhängnisvolle Schlacht am Little-Bighorn-Fluß, der dadurch besonders beachtenswert ist, daß ihm die Aussagen der verschiedenen Indianerhäuptlinge, die an dem Gefecht teilnahmen, beigefügt sind. Da sich 1926 der Unglückstag zum fünfzigsten Mal jährte, ist es erklärlich, daß ganz besonders im amerikanischen Veröffentlichungen auf die Sache vielfach eingegangen wurde, um das Dunkel, das immer noch die genaueren Vorkommnisse verhüllte, zu lichten. So kommt es, daß sich Zeitschriften, deren Spalten besondere Abteilungen für Schußwaffen und Jagd aufweisen, verschiedentlich damit beschäftigen, festzustellen, welche Waffen in dem Gefecht angewandt wurden. Eine europäische Militärperson wird sich vielleicht wundern, daß diese Frage überhaupt aufgeworfen werden kann, da doch die Bewaffnung von Heeresteilen in der neueren Zeit ohne Zweifel feststehen müßte; wer die damaligen amerikanischen Verhältnisse aber kennt, für den ist diese Sache nicht so verwunderlich.

Am Tage des Gefechts war ich gerade 11 Jahre alt, hatte schon den Lederstrumpf und eine hübsche Anzahl der damals in Blüte stehenden Indianerhefte (Stück 25 Pf.) verschlungen. Mit Tomahawk, Marterpfahl und Skalpiere wußten ich und meine Kameraden aufs genaueste Bescheid, so daß wir in den stillen, gebüschreichen, nur selten betretenen Dünenwäldern meiner Ostseeheimat, mit Röteln eingerieben, das damals unter dem Namen Herdrot zum Anstrich der Backsteinherde benutzt wurde, als echte Indianer auftreten konnten. Gab uns doch die dicht daneben brandende Ostsee willkommene Gelegenheit, uns schnell wieder in weiße Knaben zu verwandeln. Seit meiner frühesten Kindheit beherrschte mich eine förmliche Gier nach Waffen und besonders nach Schußwaffen, so daß ich bei der Kunde von jener Indianerschlacht natürlich nach der Bewaffnung der Truppen und der Indianer forschte. Ich erinnere mich noch genau, daß man in den zeitgenössischen Berichten die Hauptschuld an der beispiellosen Niederlage der Unionstruppen der amerikanischen Heereswaffe zuschob, und zwar ward als diese der Spencer-Karabiner genannt. Die Gewehre hätten gleich am Anfang des Gefechts versagt und die Soldaten wehrlos gemacht, so daß die nur mit geringwertigen Perkussionsgewehren bewaffneten Indianer leichtes Spiel gehabt hätten. Das war etwas für mich; ich kannte schon das Perkussions-, das Zündnadel- und das Chassepotgewehr, das Spencer-Gewehr aber war mir etwas ganz Neues. All mein Sinnen und Trachten war nun darauf gerichtet, wenigstens Abbildungen vom Spencer zu entdecken. Es dauerte lange, und der eigentliche Grund des Wunsches war schon vergessen, bis ich mich genügend über die Spencer-Waffe unterrichten konnte. Als ich dann sogar selber in den Besitz eines solchen Karabiners kam, fiel mir auch der alte Grund meiner Vorliebe für diese Waffe ein. Dieses wirklich ausgezeichnete Repetiergewehr sollte ja die Niederlage der Unionstruppen verschuldet haben. Das wollte mir nicht einleuchten, da sich diese Waffe im Sezessionskrieg nach allen Berichten so gut bewährt hatte³.

³ Im Sezessionskrieg, d. h. in dem Raubfeldzug, den die New-Yorker Großkapitalisten gegen die reichen Pflanzer der sog. Südstaaten entfesselten, und der, wie wir es ja auch am eigenen Leib erfahren haben, im Namen der Zivilisation geführt wurde, war die Hauptfeuerwaffe beider Heere das gezogene Perkussionsgewehr, das aus den vor dem Krieg gemeinsamen Werkstätten hervorgegangen war. Es machte sich aber bald ein empfindlicher Mangel an Handfeuerwaffen bemerkbar, und man ergänzte nun die Lücken mit dem, was zu erlangen war. Es war ja jene Zeit, in der sich jeder, der nur eine Spur von Erfindergabe in sich fühlte, auf die Anfertigung eines Hinterladergewehrs warf. Besonders in Amerika und hauptsächlich infolge des Sezessionskrieges war die Zahl solcher Erfinder sehr groß, und die Patent-Waffenfabriken schossen wie die Pilze aus dem Boden. Das Unionsheer hat neben der Perkussionswaffe geführt: 1059 Ballard, 1002 Ball, 55 567 Burnside, 9342 Cosmopolitan, 22 728 Gallagher, 1052 Gibbs, 3520 Hall, 11 261 Joslyn, 14 495 Merrill, 892 Lindner, 20 002 Maynard, 1001 Palmer, 20 000 Remington, 80 512 Sharps, 30 062 Smith, 94 156 Spencer, 25 602 Starr, 4001 Warner, 151 Wesson!

Man muß ein gelindes Gruseln kriegen, wenn man an den Munitionersatz denkt, denn sehr viele von diesen Schießseisen schossen Sonderpatronen, um dem Erfinder und Erbauer auch gleich die alleinige Herstellung und den Verkauf der Munition zu sichern. Die Sache war aber wohl gar nicht so schlimm, da der Krieg ja vielfach nur den Charakter eines Buschklepperfeldzugs hatte und in den großen Gefechten oder Schlachten das Perkussionsgewehr vorherrschte. Nach jenem Krieg wurde nun allmählich die Einheitlichkeit

Das Spencer-Gewehr hat auch tatsächlich nicht versagt; es hat das Gefecht nicht verloren, sondern gewonnen, denn mit ihm soll eine große Zahl von Indianern bewaffnet gewesen sein.

Man sprach in zeitgenössischen Berichten von dem rollenden Schnellfeuer der Truppen, daß die Indianer nur so in Reihen niedermähte, und ich erinnere mich noch lebhaft einer Abbildung in einer damaligen Familien-Zeitschrift, die das Gefecht sehr anschaulich darstellte und die anreitenden und reihenweise stürzenden Indianer sowie die abgesehenen, in geschlossener Front stehenden und feuernden Soldaten mit ihren Kavalleriesäbeln am Hüftgurt zeigte. Das ist lächerlich, denn niemand entkam, um ein solches Bild auch nur anzugeben, und wir wissen außerdem, daß keiner der Soldaten und Offiziere einen Säbel führte, sondern nur den Springfield-Karabiner Kal. 45.

Gewiß, die Indianer waren in der erdrückenden Mehrzahl, und sie wären Sieger geblieben, auch wenn die Truppen besser bewaffnet gewesen wären. Aber die Roten hätten in diesem Fall viel mehr Leute eingebüßt (136 Tote und 160 Verwundete betragen die tatsächlichen Verluste). Man sieht, die Truppen haben sich noch tüchtig gewehrt, und nur die mangelhafte Ausrüstung war daran schuld, daß Custer und seine 260 Mann schon nach 35 Minuten niedergemacht waren.

Bei dieser Zeitangabe muß man allerdings beachten, daß das nur die Frist für den Schluß des Trauerspiels war, denn die Truppe hatte vorher schon das indianische (Cheyenne-) Dorf angegriffen und war zurückgeschlagen worden, wobei bereits viele den Tod fanden. Wehrlos war eine große Zahl ihren erbitterten Feinden preisgegeben, denn das elende Ding, der Springfield-Karabiner, versagte oft schon nach den ersten Schüssen. Das Gewehr war eigentlich ein sogenanntes Notgewehr, angenommen aus Ersparnisrücksichten, da man dabei den gesamten Bestand der alten Perkussionsgewehre verwenden konnte. Genau so machte es England mit der Annahme des Suider, Frankreich mit der des Schneider-*Fusil à tabatière* und Österreich mit der Annahme des Wänzl.

Der Lauf ward hinten aufgeschnitten, für eine Metallpatrone ausgebohrt und durch eine einfache Klappe, die beim Springfield wie beim Wänzl nach oben aufging und den gefederten Zündstift enthielt, verschlossen. Der wenig veränderte Hahn des Perkussionsschlusses schlug einfach statt wie früher auf das Zündhütchen auf jenen Stift, der dann vorschnellte und die Patrone entzündete (auf die Verriegelungseinrichtung, die ein unbeabsichtigtes Öffnen der Klappe verhinderte, gehe ich hier nicht ein). Schlug man mittels eines seitlichen Hebels die Klappe auf, so faßte ein mit ihr links-seitlich verbundener Haken die abgeschossene Hülse und schnellte sie heraus; durch einen zur Seite geführten Ruck mit dem Gewehr wurde sie dann noch wie bei unserm Muster 71 ausgeworfen. Dieser Auszieher war der schwächste Teil des Gewehrs, denn nur allzu häufig glitt er über den Rand der Hülse weg und ließ sie fest im Gewehr stecken, was ein weiteres Laden und Schießen unmöglich und damit den Träger wehrlos machte. Wenn das auch nicht immer und schon nach dem ersten Schuß geschah, so doch oft genug beim zweiten oder dritten, wenn die Hülse infolge des Pulverschmantes klemmte. Die Sache war jedem Kenner und jedem Soldaten bekannt, denn unter den offiziellen *Rules for the Management* findet sich Absatz IV folgende Anweisung: ‚*Should the extractor cut through the rim of the shell and thereby fail to withdraw it, draw the ramrod and drive the shell out.* (Sollte der Auszieher über den Rand der Hülse hinweggleiten und sie infolgedessen nicht ausziehen, so nimm den Ladestock und stoße sie aus!)‘ So ging es auch der Mehrzahl von Custers Leuten, ihre Gewehre waren zu Keulen geworden und andere Waffen hatten sie nicht, denn die Säbel waren, als nutzlos im Indianerkrieg, im Fort, von wo aus der Vorstoß erfolgte, zurückgeblieben. Ob auch die Mannschaften, ebenso wie die Offiziere, Revolver führten, ist nicht bekannt.

Custer selber war übrigens besser bewaffnet, er führte einen Remington-Karabiner und 2 Colt-Revolver mit Elfenbeinschalen. Man sagte von ihm, er habe sich auch länger gewehrt, und zu dieser Annahme paßt auch das phantastische Bild aus der Kaserne des 7. Kav.-Regiments, dem die fünf Kompanien Custers angehörten⁴. Dem widerspricht aber die genaue Aussage des Indianers, der ihn tötete⁵, wonach er 4,8 km

in der Bewaffnung des Unionsheeres durchgeführt, wobei sich das im Punkt der Bewaffnung bis in die neuste Zeit hinein immer merkwürdig rückständige amerikanische Department of Ordnance für den Klappenverschluß der umgeänderten Perkussionsgewehre entschied. Aber jene Buntscheckigkeit, die wohl auch erst allmählich verschwand, war der Grund, daß weite Kreise über die Bewaffnung der Unionsheere im unklaren waren, woraus zu erklären ist, daß fast jeder Schriftsteller, der sich mit dem Custer-Gefecht beschäftigt, den Truppen eine andere Bewaffnung zuschrieb.

⁴ Siehe Jahrbuch 1926, Tafel zwischen S. 304 und 305.

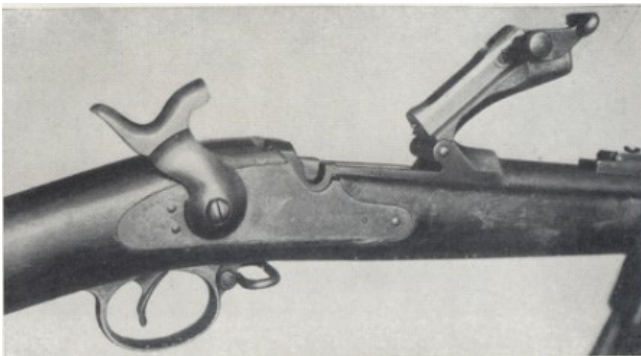
⁵ Little Big Man.

entfernt von dem Ort gefallen ist, wo sich seine Leute zuletzt zusammenballten und fielen, dem eigentlichen Schlachtfeld. Das Gefecht begann damit, daß Custer das indianische Dorf angriff und über den Fluß zurückgeschlagen wurde. Dabei ist er gefallen, und der Mann, der ihn erschoss, hat die Leiche auf seinem Pferd bis zu dem Platz getragen, wo der Endkampf stattfand. Er, sowie Black Fish und Two Moons hinderten auch Sitting Bull, der am Kampf nicht teilnahm, das Gefecht auch nicht geleitet hat, die Leiche Custers zu skalpieren.

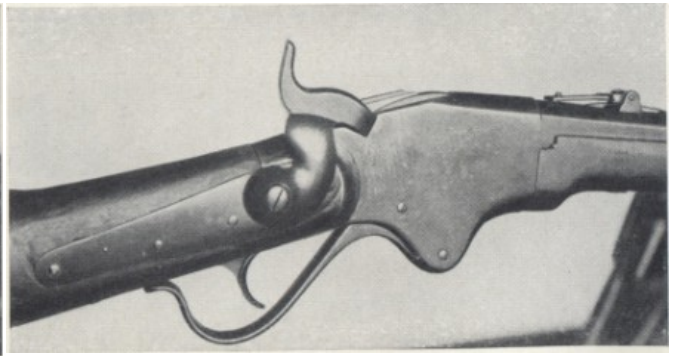
Damals war das Tragen langer Haare in Amerika Mode. Wer noch Buffalo Bill gesehen und den Kunstschützen Dr. Carver, wird sich auf diese romantische Mode besinnen. Auch Custer trug solche langes Haar, hatte es sich aber vor dem Abmarsch abschneiden lassen. Da er nun als langhaarig bekannt war, verwechselten ihn die kämpfenden Indianer mit einem seiner Offiziere, dem Obersten French, der sich bis aufs äußerste wehrte.

Der Angriff der Indianer war ausgezeichnet geleitet. Wie gesagt, in 35 Minuten war alles vorüber. Das weit überlegene Feuer der Indianer hat die abgesehenen und zusammengeballten Soldaten schnell erledigt, und was so nicht fiel, ward überritten. Custer hatte seine Macht in drei Teile geteilt, einen befehligte Major Reno, den dritten, der in Reserve stand, Major Benteen. Bekanntlich hat man dem Major Reno den Vorwurf der Feigheit gemacht, weil er sich zurückzog und Custer nicht zu Hilfe eilte; wir wissen aber schon aus der Darstellung Patty Franks, daß dieser Vorwurf keineswegs berechtigt war. Wäre er aus seiner Klemme vorgestoßen, so hätte ihn das Schicksal Custers ereilt und mit ihm die Truppe Benteens. Der indianische Führer Gall war ein ausgezeichneter Stratege und jedenfalls umsichtiger als Custer, hatte allerdings auch den großen Vorteil der weit überlegenen Zahl für sich. Es hatte sich auch alles gegen Custer verschworen; allerdings ist er nicht ohne Schuld, denn eine Batterie Gatlinggeschütze, die ihm General Terry, der Oberbefehlshaber, zur Verfügung stellte, hatte er zurückgelassen, um beweglicher zu sein. Wahrscheinlich hätte er aber auch nicht angegriffen, wenn er über die Zahl seiner Gegner im klaren gewesen wäre.

Um nochmals auf die Bewaffnung zu kommen, bilde ich hier die Hauptteile des Springfield- und des Spencer-Gewehrs ab. Das Spencer schoß eine schwache Randfeuerpatrone und war in dieser Hinsicht dem Springfield weit unterlegen, aber für den nahen Kampf, ja den Nahkampf des Gefechts am Little-Bighorn-Fluß war das gut arbeitende Magazingewehr im offenbaren Vorteil, selber wenn der Einzellader keine Ladehemmung gehabt hätte.



Springfield-Gewehr



Spencer-Gewehr

Das Gefecht wird für gewöhnlich in amerikanischen Berichten *Custer Massacre* genannt, als ein Gemetzel, in der ausgesprochenen Absicht, die Leistung der Indianer herabzusetzen. Mit dem Wort *massacre* wollte man die Feinde beschimpfen, aber es gibt drüben auch ehrliche Menschen. Ich denke da an den Verfasser einer Abhandlung in der nordamerikanischen Zeitschrift *Outdoor Life*, der ich meine Angaben entnehme. Er wendet sich dagegen, daß man einen Feind beschimpft, der klüger und geschickter war als man selber. Es war eine regelrechte, von den Indianern mit großem strategischen Geschick geführte Schlacht, bei der die Amerikaner infolge der weit zahlreicheren und besser bewaffneten Feinde bis auf den letzten Mann fallen mußten. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn auch nur ein Mann die Sache überlebt hätte. *Massacres*, Gemetzel, richteten dann später, wie wir wissen, die amerikanischen Truppen unter indianischen Männern, Frauen und Kindern an, die ihnen im Vertrauen auf einen Vertrag waffenlos gegenüberstanden, so besonders in dem niederträchtigen Überfall am Wounded Knee (1890). Von diesen Vorgängen sind damals an Ort und Stelle Lichtbildaufnahmen gemacht worden, die jetzt im Karl-May-Museum ausgestellt sind.

Bei uns in Deutschland war jene andere, den Indianern gerecht werdende Anschauung schon lang Allgemeingut. Sie ist wohl nicht zuletzt Karl May zu verdanken, der uns in seinem Winnetou die Indianer zeigt, wie sie waren, tapfere, ehrliche, harte Krieger, denen es wohl zuzutrauen ist, daß sie auch dem weißen Mann standhalten und ihn gegebenenfalls besiegen.